



Stefan George:  
Gedichte für Dich

von Christophe Fricker

Matthes & Seitz Berlin

Erste Auflage Berlin 2011

© 2011 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Göhrener Str. 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de  
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books, Czech Republic

ISBN 978-3-88221-699-8

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)

# Inhalt

## Einladung

<i>Claus Victor Bock</i>	7
<i>Werk und Leben</i>	13
<i>Staat – Freundschaft – Gedichte</i>	37

## Georges Mittelweg

<i>Emanuel Geibel</i>	50
<i>Arno Holz</i>	55
<i>Stéphane Mallarmé</i>	60
<i>Ludwig II.</i>	67
<i>Kant und Steele</i>	79

## Dichtung als Beruf

<i>Georges Werkstatt</i>	94
<i>Dichtendes Deuten</i>	119
<i>Hierarchie und Nähe</i>	135
<i>Sachlichkeit</i>	165
<i>Denkendes Deuten</i>	172

## Der Kündler unkündbar – Kritik

### aus dem Abseits

<i>Gute Beispiele</i>	182
<i>Moderne Machenschaften</i>	190
<i>Gewaltorgien?</i>	207

## Da!

<i>Papst und Callboy</i>	216
<i>Ein Kennenlernen</i>	223

<i>Ihre Hoheit</i>	229
<i>Ein Kommen und Gehen</i>	234
Sturm der Liebe	
<i>Verzicht und Vertrauen</i>	252
<i>Knaben, Körper, Leib und Seele</i>	275
Reichtum: Georges Staat	
<i>Der Sturm und seine Sprache</i>	288
<i>Geheimes Deutschland</i>	300
<i>Könige und Komplizen</i>	318
Siglen	338
Anmerkungen	341
Dank	373
Register	
<i>Werke von Stefan George</i>	374
<i>Personen</i>	380

## Einladung

*Claus Victor Bock*

Rosch ha-Schana, das jüdische Neujahr. Claus Victor Bock ist am Telefon, wünscht seinem Gesprächspartner alles Gute. Sein Blick geht durchs Fenster auf die Beulingstraat, eine Seitenstraße von Amsterdams nobler Herengracht. Sein Gast sieht sich derweil im Zimmer um: Auf dem langen Schreibtisch liegen zerfledderte Adressbücher, stehen frische Blumen. Bücherwände, Sofa und Sessel, Übersetzer auf winzigen Tischen. Im kleineren Zimmer nebenan tropft es herein, wenn es regnet. Manuskriptkisten und Kunstdrucke. Rezensionsexemplare. Bock legt auf, er dreht sich um. »Die wenigen Juden, die noch leben, kann ich doch anrufen«, sagt er trotzig. Fast seine ganze Familie fiel dem Holocaust zum Opfer.

Er setzt sich auf den schwersten Sessel, seinem Gast gegenüber, wie seit Jahren so oft. Er fragt aufmerksam nach Familie und Freunden – wie geht es der Judith, wie geht es dem Tim? Er möchte wissen, was der Gast heute Morgen gemacht hat. Wenn der zu lange schweigt, fragt Bock keck: »Und sonst?« Der Gast muss laut sprechen, gut artikulieren, wie in einer Prüfung. Dann lesen beide weiter in Stefan Georges letztem Gedichtband, *Das neue Reich*. Einer liest vor, dann sprechen sie über das Gedicht, dann liest derselbe es noch einmal vor.

Sehr viel Vertrauen ist nötig, bis einer zu einem Freund sagt: Lass uns zusammen ein paar Gedichte lesen. Zu peinlich ist es einem erst, ein Gedicht selbst zu verkörpern und nach außen zu vertreten. Bock kennt Georges Dichtung wie nur wenige andere. Als Germanist schrieb er über ihn,

er erstellte die *Wort-Konkordanz*, ein Stellenverzeichnis aller Wörter, die George in seinen Gedichten verwandte, und er war jahrzehntelang Mitarbeiter der in Georges Tradition gegründeten Zeitschrift *Castrum Peregrini*. Heute liest er mit seinem Gast das Gedicht »Burg Falkenstein«. Bock freut sich über die verschmitzte Ironie des Gedichts. Genüsslich liest er vor, wie George die Deutschen charakterisiert: Sie singen gern, aber »meist war es klage«. Bock dehnt die Worte in die Länge. In dem Gespräch, das sich nach der Lektüre entspinnt, sind Bocks Freunde aus der Kriegszeit präsent. Einige leben noch hier im Haus, und Bock erzählt ihre Geschichte, ihren Mythos.

Bock war wie einige andere Jugendliche, die Deutschland Mitte bis Ende der 1930er Jahre verlassen mussten oder wollten, über die Quäker-Schule in Eerde nach Amsterdam gekommen. Sie mussten sich von Eltern und Familien trennen, Selbstmord vortäuschen, um untertauchen zu können, wurden von Unterschlupf zu Unterschlupf verschoben. Wolfgang Frommel, der Dichter, Journalist und Mystiker, brachte sie zusammen, in einer kleinen Wohnung der Malerin Gisèle van Waterschoot van der Gracht, einer Nachfahrin des Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall, der Goethe zu seinem *West-östlichen Divan* anregte. Gisèle van Waterschoot van der Gracht und Frommel trafen einander durch jene großen europäischen Adressbücher von Künstlern und Adel, die in Friedenszeiten Wachstum, in Kriegszeiten Sicherheit ermöglichen.

Das Versteck an der Herengracht durfte von der Straße aus nicht sichtbar sein. Wenn die Gestapo zur Hausdurchsuchung vorbeikam, verbarg man sich in Räumen zwischen Stockwerken oder im Aufzugschacht. Eine Geheimsprache von Klingelzeichen schärfte die Sinne. Es

galt aber nicht nur, Gefahren zu überstehen, sondern vor allem, den Alltag zu meistern. Lange Gänge führten zu den wenigen Essensausgabestellen. Ein Geburtstagsluxus war es, Marmelade *und* Butter auf ein Brot zu streichen. Zu den Herausforderungen des täglichen Lebens gehörte es, mit Freunden in anderen Häusern Kontakt zu halten, herauszufinden, wer inhaftiert oder schon deportiert worden war, Meldungen und Einberufungen zu umgehen, Pässe zu fälschen. Einen Inhaftierten besuchte Gisèle van Waterschoot van der Gracht im Sammellager. Sie überwand unter fadenscheinigen Vorwänden alle Sicherheitsschleusen, um ihm zu zeigen, dass die Freunde lebten. Wolfgang Frommel sagte später: »Wer so etwas getan hat, braucht sein weiteres Leben eigentlich nichts mehr zu tun.« Zu den Menschen, die helfend hinstießen, gehörten zeitweilig auch deutsche Militärs. Uniformen zählten nicht, nur Menschen – und manche in Uniform verstanden das.

Neben der Logistik des Überlebens stand die Not, auf kleinstem Raum miteinander auszukommen. Im Lauf der quälend langen Kriegsjahre las, schwieg, interpretierte, übersetzte, zeichnete man, so gut es ging und soweit Papier und Stifte vorhanden waren. Halt bot Europäisches, der Exilautor Dante, der abendländische Kanon. Vor allem aber Stefan George: Aus seiner Dichtung lernten die Untertaucher die Wichtigkeit des Hoffens und des Ruhmens. Sie lernten, das Schöne zu sehen und sich der Welt der Zerstörer nicht gemein zu machen.

Jüdische Untertaucher lasen im Untergrund Deutsch? Es ist eben nicht nur die Sprache der Täter, sondern auch die Sprache der Opfer. In einem Brief an Wolfgang Frommel schrieb einer der Untertaucher, Reinout van Rossum (in der von George modifizierte Rechtschreibung: Er verzichtet weitgehend auf Großbuchstaben, setzt ss für ß und

zt für tzt): »Ich habe es Dir nie offen gesagt, aber jetzt wo eine wahre apokalypse über Deutschland losgebrochen ist und ich weiss, unter welcher last du in deiner schwierigen situation leidest, muss ich es dir bekennen: Deutschland ist meine zweite heimat, und schon lange leide ich unter dem gegensatz in den diese tatsache mich versetzt. So empfinde ich doppelt das unrecht das Deutschland Holland jetzt antut: von der seite derer die das unrecht erdulden müssen wie von der die das unrecht tun.«<sup>1</sup>

Frommel hat Angst, dass seine Schützlinge wahnsinnig werden. Er stellt mit ihnen ein Stundenbuch zusammen, ein Brevier des täglichen Lebens aus der klassischen Literatur. Gleichgesinnte finden sie in den Buchhandlungen: Was einer denkt, ersieht der andere buchstäblich daraus, wo er steht – vor welchen Büchern. Die geistige Arbeit, das Tätigsein sieht Frommel als Schlüssel zum Überleben an. Um zu verhindern, dass den Jugendlichen ihre Zeit zur höllenhaften Isolation wird, wie sie später Jean-Paul Sartre in seinem Drama *Geschlossene Gesellschaft* beschreiben wird, mahnt er: »In solchen zeiten der ›clausur‹ ist es wichtig, dass man sich fest in der hand hält und mit äusserster disziplin zu arbeit und innerer bewegung zwingt, sonst wird man schlaff und unlustig und überreizt. Zeiten des überdrusses werden nicht ausbleiben .. Dies nur zur warnung und mahnung, beizeiten vorsorge zu treffen – das heisst deine innere souveränität zu erhalten!«<sup>2</sup>

Zu Besuch kommt der ebenfalls untergetauchte frühere Journalist und SPD-Politiker Theodor Haubach, der für die sozialistische George-Rezeption steht. Er wird vom Volksgerichtshof angeklagt werden und Freisler gegenüber so aufmüpfig werden, dass sein Urteil noch schärfer ausfällt als eigentlich vorgesehen. Die eindrücklichste Figur, die auftaucht, ist Percy Gothein, der zeitweilig Georges

Lieblingsfreund gewesen war. In der gespannten Situation fassen die Untertaucher Mut – »Qui sait souffrir, peut tout oser«, sagte der französische Essayist Vauvenargues, dessen Aphorismen Frommel nach dem Krieg herausgeben wird: Wer zu leiden weiß, kann alles wagen.

Die Untertaucher konnten den Krieg vergessen: »Am streit wie ihr ihn fühlt nehm ich nicht teil«, hatte George in dem anderen, dem ersten Weltkrieg gesagt. Claus Bock schreibt über Frommel und den Mituntertaucher Vincent Weyand: »Auf [Wolfgangs und Vincents] Gängen über die langen Sandwege sprachen sie Gedichte. Es war als ob Vincent nie woanders gewesen wäre. Er sagte: ›Wenn du mir aus der *Gedenkrede* Sätze sprichst, dann bekommt alles einen Glanz, der Kern des Lebens beginnt spürbar zu werden.‹ – Damals wurde die Wiese gegenüber der ›Zonnebloem‹ eingezäunt und mit langen Militärbaracken bebaut. Vom Strand dröhnte bisweilen dumpf das Detonieren angeschwemmter Minen.«<sup>3</sup> Wie stark die Erlebnisse in Dichtung und Freundschaft waren, zeigt sich im Satz von Bocks Freund, dem Untertaucher Manuel R. Goldschmidt, dass er während des Krieges die schönsten Momente seines Lebens erlebte.

Bei seinem zweiten Besuch im Frühjahr 1944 schreibt Percy Gothein jeden Morgen ein Gedicht, das er Gisèle van Waterschoot van der Gracht gleich vorliest. Dem jungen Untertaucher Buri zeigt er es, und der schreibt im Lauf des Abends ein Antwortgedicht, legt es Percy ans Bett, und der schreibt am nächsten Morgen das nächste. Dreizehn Gedichte folgen einander, die Percy und Buri als Geschenk für Claus Bock zu dessen achtzehntem Geburtstag am 7. Mai 1944 sauber abschreiben. 1976, zu seinem 50. Geburtstag, produziert der Verlag des Castrum Peregrini eine kleine Faksimile-Ausgabe als Geschenk für

neue Freunde. Es geht in den Gedichten darum, wie man im Trubel der Welt zueinander finden kann. In seinem letzten Antwortgedicht schreibt Buri dazu:

Suchst du noch im lärm die stille  
Festen steg in flut und sturm?  
Fahrlos trägt nur Eine zille  
Ruhe spendet nur Ein turm:  
Raum den wir von innen füllen  
Ist uns schützend umgetan  
Luft darein wir uns verhüllen  
Heisst allein uns dichter kahn.

Zeilen des Trostes und der Hoffnung schreibt Buri einer Welt entgegen, in der auf der Straße vor dem Haus Juden in die Konzentrationslager abgefahren werden. Claus Bock erinnert sich, wie gemeinsam gelesene Verse ihn stärkten: »In der Zweiheit unseres Verselesens hatte ich erstmals die Rhythmen und Klänge vernommen, denen ich mich öffnete, die mich weckten. Doch fehlte mir immer noch das eigentliche lebendige Geführtwerden.« Freunde und Lehrmeister stellen sich bald ein. Die Erfahrung des gemeinsamen Lernens fasst Wolfgang Frommel in einem Brief an Claus Bock in das einfache Wort: »Vom jüngeren muss der ältere gezwungen werden sein bestes herzugeben. Nicht nur jener reichtum gehört uns, den wir in uns selbst besitzen: auch jener den wir – und vielleicht *nur* wir – im freund heraufzuholen vermögen.«<sup>4</sup>

In seinem Erinnerungsbuch *Untergetaucht unter Freunden* schildert Claus Victor Bock das Alltägliche, das jeden Tag anders ist, und das Verlässliche, das jeden Tag anders befragt wird. Er beschreibt gemeinsame Lesungen und fügt jeweils die Namen der Anwesenden bei. Die

Liste der Anwesenden sagt schon etwas darüber aus, was passiert und wie verstanden wird. George, der 1933 gestorben war, war auf andere Weise dabei. Claus Bock ist im Januar 2008 gestorben. Zu seiner Beerdigung kamen Untertaucher, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hatten, indem sie Georges Gedichte lasen, und Pfleger und Rekonvaleszenten aus dem Pflegeheim, in dem Bock zuletzt gelebt hatte. Sie hatte er mit der Frische und Herzlichkeit bezaubert, die ihm aus Georges Gedichten entgegengetreten war. Besonders liebte er dieses Gedicht aus dem *Stern des Bundes*:

VON WELCHEN WUNDERN LACHT

DIE MORGEN-ERDE

Als wär ihr erster tag? Erstauntes singen  
Von neuerwachten welten trägt der wind  
Verändert sieht der alten berge form  
Und wie im kindheit-garten schaukeln blüten ..  
Der strom besprengt die ufer und es schlang  
Sein zitternd silber allen staub der jahre  
Die schöpfung schauert wie im stand der gnade.  
Kein gänger kommt des weges dessen haupt  
Nicht eine ungewusste hoheit schmücke.  
Ein breites licht ist übers land ergossen ..  
Heil allen die in seinen strahlen gehn!

*Werk und Leben*

Stefan George, geboren 1868 in Budesheim am Rhein (heute ein Stadtteil von Bingen) in eine Familie mit deutsch-französischem Hintergrund, gestorben 1933 im Schweizerischen Minusio bei Locarno, empfand es als Gymnasiast

in Darmstadt als seine Aufgabe, von modernen Dichtern anderer Sprachen zu lernen und die deutsche Dichtung neu zu beleben. Er brach sein Studium in Berlin nach wenigen Semestern ab, erlernte keinen bürgerlichen Beruf, gab für immer seinen festen Wohnsitz auf (auch wenn es Orte gab, an denen er sich regelmäßig längere Zeit aufhielt, darunter sein Elternhaus) und begann ein Leben unterwegs. Er bereiste eine ganze Reihe europäischer Länder – zunächst England und die Schweiz – um vielversprechende Autoren ausfindig zu machen. Prägend war die Reise nach Frankreich. Georges Darmstädter Französisch-Lehrer hatte Kontakt zu dem belgischen Symbolisten Albert Saint-Paul, mit dem er George in Verbindung brachte. Durch ihn lernte George 1889 in Paris Stéphane Mallarmé kennen, einen der Väter der literarischen Moderne. Bei den dienstäglichen Treffen von Dichtern in Mallarmés Wohnung, an denen George als einziger Deutscher teilnahm, imponierte ihm, wie sehr die Anwesenden das dichterische Handwerk schätzten und wie sie in freundschaftlicher Atmosphäre arbeiteten.

Sichtbares Ergebnis von Georges Reisen waren Übersetzungen von Gedichten aus dem Französischen, Englischen, Polnischen, Niederländischen, Dänischen und Italienischen, die er 1905 unter dem Titel *Zeitgenössische Dichter* in zwei Bänden gesammelt vorlegte. Seine Übersetzung eines Großteils von Baudelaires *Les fleurs du mal* (*Die Blumen des Bösen*) erschien bereits 1891. Dem folgten »Nachdichtungen« von Auszügen aus Dantes *Commedia* und von Shakespeares Sonetten. Auch in der jüngsten deutschen Literatur wollte sich George im Umgang mit anderen Dichtern als Neuerer bewähren. Er tat das, indem er Werke herausgab und Interpretationen anregte. Mit Karl Wolfskehl edierte er 1900–1902 die drei Bände

*Deutsche Dichtung*, eine Anthologie mit Texten von Jean Paul, Goethe und Dichtern aus dem »Jahrhundert Goethes«.

Mit dem Zyklus *Algabal* (1892), benannt nach dem spätrömischen Kaiser Elagabal, der viele Dichter der *décadence* inspirierte, brachte George den Symbolismus von Baudelaire und Mallarmé nach Deutschland. Die besonders vielschichtigen Gedichte evozieren eine untermeerische Kunstwelt, über die ein absoluter Monarch herrscht (II 60):

Ihr hallen prahlend in reichem gewande  
Wisst nicht was unter dem fuss euch ruht –  
Den meister lockt nicht die landschaft am strande  
Wie jene blendend im schoosse der flut.

Die häuser und höfe wie er sie ersonnen  
Und unter den tritten der wesen beschworen  
Ohne beispiel die hügel die bronnen  
Und grotten in strahlendem rausche geboren.

Die einen blinken in ewigen wintern ·  
Jene von hundertfarbigen erzen  
Aus denen juwelen als tropfen sintern  
Und flimmern und glimmen vor währenden kerzen.

Algabal will die Grenzen menschlicher Schaffenskraft erweitern. Er fragt: »Wie zeug ich dich aber [...] | Dunkle grosse schwarze blume?« (II 63) Diese an die romantische Suche nach der blauen Blume anklingende Frage kann er nicht beantworten. Er begibt sich zurück in die oberirdische, menschliche Welt. George überprüft dort in seinem nächsten Buch, dem Bestseller *Das Jahr der Seele* (1897),

welche Aspekte des romantischen Erbes noch tragfähig sind, und entwickelt sie weiter. Aus Algalbals totem Park geht er in einen totesagten Park<sup>5</sup> – Georges bekanntestes Gedicht steht im *Jahr des Seele* (IV 12):

Komm in den totesagten park und schau:  
Der schimmer ferner lächelnder gestade ·  
Der reinen wolken unverhofftes blau  
Erhellte die weiher und die bunten pfade.

Dort nimm das tiefe gelb · das weiche grau  
Von birken und von buchs · der wind ist lau ·  
Die späten rosen welkten noch nicht ganz ·  
Erlese küsse sie und flicht den kranz ·

Vergiss auch diese lezten astern nicht ·  
Den purpur um die ranken wilder reben  
Und auch was übrig blieb von grünem leben  
Verwinde leicht im herbstlichen gesicht.

Fast keines von Georges Gedichten kommt ohne Naturbilder aus. Wie bei Mallarmé ist die Natur – und zwar die wilde wie die kultivierte – ein Ort menschlichen Handelns. Sie ist nicht irgendwo außerhalb, sondern sie ist »ein *mit* dem menschen seiendes«, bereit, zugänglich und oft überraschend.<sup>6</sup> Und eine Vielzahl von Georges Gedichten ist zu einem Du gesprochen. Die sorgfältige, oft liebevolle Auseinandersetzung mit der Natur und mit dem Freund ist das bestimmende Moment von Georges Lyrik.

»Komm in den totesagten park« ist das erste Gedicht im *Jahr der Seele*. Das einladende »Komm« ist besonders betont, indem der Akzent im ersten Versfuß vorverlegt

ist. Der Dichter möchte die Aufmerksamkeit seines Begleiters oder seiner Begleiterin auf etwas lenken, was andere schon abgeschrieben haben: auf die einst grüne, nun farbenfrohe Insel inmitten – so darf man vermuten – der abweisenden Großstadt. Der Park verführt den Betrachter dazu, seine beschränkte Gegenwart hinter sich zu lassen. Eine ferne, freundlich zugewandte Welt, deren Schönheit fast außerhalb dessen lag, was er erhoffen durfte, ist da am Himmel, und sie beleuchtet plötzlich die von anderen nicht gesehene, aber nahe Schönheit des Parks. Behutsam folgen in den beiden weiteren Strophen Vorschläge des Dichters: sich den konkreten Gegebenheiten zuzuwenden, sie sinnlich aufzunehmen. Der Betrachter sieht in der Natur die Farbwerte, sieht Gelb und Grau, und sieht, wie sie sich wiederum zu etwas Schönerem verbinden lassen. Das Einfache in solcher Weise zu würdigen, ist in einer komplexen Welt mutig. Zugleich zeigt das Vergängliche (die »letzten astern«) und das Ungebändigte (die »ranken wilder reben«), dass der technologische Mensch nicht alles beherrscht. Das Schlussbild des Gedichts ist das »gesicht« des Anderen, des Freundes oder der Freundin, dem oder der sich der Dichter zuwendet.

Mit dem »Vorspiel« im Gedichtband *Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod mit einem Vorspiel* (1900) rückt George seine Dichtung weiter an die Gesellschaft heran. Dem Dichter erscheint als Führer in die Welt ein Engel:

Ich forschte bleichen eifers nach dem horte  
Nach strofen drinnen tiefste kümmerniss  
Und dinge rollten dumpf und ungewiss –  
Da trat ein nackter engel durch die pforte:

Entgegen trug er dem versenkten sinn  
Der reichsten blumen last und nicht geringer  
Als mandelblüten waren seine finger  
Und rosen · rosen waren um sein kinn.

Auf seinem haupte keine krone ragte  
Und seine stimme fast der meinen glich:  
Das schöne leben sendet mich an dich  
Als boten: während er dies lächelnd sagte

Entfielen ihm die lilien und mimosen –  
Und als ich sie zu heben mich gebückt  
Da kniet auch ER · ich badete beglückt  
Mein ganzes antlitz in den frischen rosen.

Der Sprecher in diesem Gedicht (V 10) »forschte«, er wollte einen Weg finden, seine »tiefste kümmerniss« auszudrücken, aber das kann erst gelingen, nachdem unverhofft der antwortende Engel erschienen ist. Der Dichter beschreibt ihn. Die Wiederholung des Wortes »rosen« in der zweiten Strophe zeigt sein Staunen. In den folgenden Gedichten beginnt ein Dialog, der die anfängliche Hierarchie (der Engel als Bote des schönen Lebens, der Dichter als Empfangender) ausgleicht, bis schließlich nicht mehr erkennbar ist, wer gerade spricht.

George suchte einen geliebten Mitstreiter – einen Freund, mit dem er so arbeiten konnte, dass sich homoerotische Anziehung und poetische Produktion gegenseitig anregten. Die beiden Elemente kann man bei George unterscheiden, aber nicht voneinander trennen. Zu den Menschen, denen er sich annäherte, gehörten Hugo von Hofmannsthal (1891), Friedrich Gundolf (1899) und Maximilian Kronberger (1902). Alle waren sehr jung, als

George sie traf. Er förderte sie ebenso wie viele andere, die seine Nähe suchten. Von 1892 bis 1919 war er faktisch der Herausgeber der von ihm initiierten Zeitschrift *Blätter für die Kunst*, deren Leser (und natürlich auch deren Beiträger) er in der Regel selbst auswählte. Die *Blätter* erschienen zunächst etwa fünf Mal im Jahr; ab der fünften »Folge« (1900/01) wurde die Publikation zur Anthologie, die gedruckt wurde, sobald George dachte, dass genug gute Texte da waren. Die letzte Ausgabe erschien als Doppelfolge XI/XII im Jahre 1919. Zu den bemerkenswertesten Texten in den *Blättern* gehören neben einer Vielzahl von Erstveröffentlichungen von Georges eigenen Gedichten programmatische Texte zum Verhältnis zwischen »Kunst« und »Leben« und Editionen der wiederentdeckten Pindar-Übersetzungen von Friedrich Hölderlin.

Georges Beziehungen zu Frauen waren vielfältig. Sein früher Versuch, eine erotische Beziehung mit einer Frau, Ida Coblenz, aufzubauen, scheiterte 1896. Seit diesem Einschnitt vertraute er Männern am meisten. Mit selbstbewussten Frauen wie Edith Landmann und Gertrud Kantorowicz tauschte er sich ein Leben lang aus. Frauen wie sie sorgten in Krisenzeiten oft für Stabilität.

Wie auf seinen Auslandsreisen suchte George auch in Deutschland nach Gleichgesinnten. In München kam er 1897 in Kontakt mit den »Kosmikern« um Ludwig Klages und Alfred Schuler.<sup>7</sup> Die gemeinsame Zeit erschütterte ihn. George war fasziniert von der »kosmischen« Auffassung von Geschichte als lebendigem Prozess, von der Unbedingtheit, mit der die Kosmiker rauschhafte Erlebnisse genossen und ernst nahmen. Sie wollten die frühe antike Spiritualität erneuern, indem sie sie verkörperten. Einer ihrer Bezugspunkte war das bis dahin fast völlig unbekannte Buch *Das Mutterrecht* (1861) des

Schweizer Altertumsforschers Johann Jacob Bachofen, das die Entwicklung des Menschen auf eine frühe Phase ungehemmter weiblicher («hetärischer») Produktivität und eine ihr folgende Matriarchatszeit (Bachofen nannte sie »Gynaikokratie«) zurückführte. George hatte das Gefühl, dass den Kosmikern wenigstens ein Blick auf die »pracht verhängter himmel« gelang. Nur dachte er, dass all das im Momenthaften, in »wahnswelten« blieb, wie er in einem Gedicht über Alfred Schuler schrieb (IV 82), und dass sie über ihren Visionen das »sehen des sichtbaren« vergaßen.<sup>8</sup> Die Kosmiker »wussten alle nicht zu zeugen«, sagte er später.<sup>9</sup> Damit meinte er nicht nur, dass sie keine Gedichte schrieben, sondern überhaupt dass sie die Visionen, die sie in ekstatischen Momenten hatten, nicht zu einer verlässlichen menschlichen und sozialen Kraft verstetigen konnten. Immer deutlicher wurde ihm auch der Antisemitismus der Kosmiker, der ihn abstieß. Als er 1904 zwischen seinem jüdischen Freund Karl Wolfskehl und den Kosmikern wählen musste, zögerte er nicht, sich für Wolfskehl auszusprechen. Wolfskehl und seine Frau Hanna waren in München Gastgeber eines Salons. Ihr Haus entwickelte sich zu einem der wichtigsten Treffpunkte für George und seine Freunde. Im »Kugelzimmer« im oberen Stockwerk fanden ihre Feste und Lesungen statt; der Rest des Hauses stand auch anderen offen.

Mit dem Gedichtband *Der Siebente Ring* (1907) beginnt George, das, was er als moderne Unarten und Abwege wahrnimmt, in seiner Dichtung deutlicher und direkter als zuvor anzuprangern. Im ersten der sieben Zyklen, »Zeitgedichte«, kritisiert er vor allem, dass die moderne Welt sich Zeugen der Vergangenheit entweder ganz unkritisch zueigen macht oder sie in Bausch und Bogen abtut: Er wirft der Menge vor, dass sie »gern | Sich schmückt

den Grossen schmückend« (VI/VII 10), indem sie Goethe feiert, seine Werke aber nicht liest; George verurteilt die »leichenschändung« der Öffnung der Staufergräber im Speyerer Dom bei den Umbauarbeiten 1900, durch die die aufstrebenden Hohenzollern die Totenruhe einer früheren Dynastie störten, um sich selbst in deren Tradition zu stellen (VI/VII 22 f.); er kritisiert, dass wichtige Fragen nicht mehr debattiert und keine offenen Fragen mehr gestellt würden (statt dessen herrsche »unmut der verwirft und flucht«, VI/VII 32); und dass für Leistung kein Dank mehr ausgesprochen werde. Beispiel hierfür sei der Umgang der Deutschen mit ihren Künstlern: »Dieser lebt verwiesen | Und Jenem weht schon frost ums wirre haupt« (VI/VII 18). Damit meint George wohl den im selbstgewählten Exil lebenden Maler Arnold Böcklin und den missverstandenen, geistig umnachteten Friedrich Nietzsche.

*Der Siebente Ring* zeigt aber auch positive Erfahrungen. Worte wie »dies« und »hier« verankern sie im verdichteten Konkreten; ein Gedicht beginnt sogar mit Orts- und Datumsangabe (VI/VII 24). Die Gedichte gehen aus der Lebenswelt Georges, also eines Einzelnen hervor – und stehen damit stellvertretend und beispielhaft anderen vor Augen. Die von George gerühmten Vorbilder tragen in den Zyklen »Gestalten« und »Gezeiten« mythologische Namen oder werden nach ihren Aufgaben benannt (»Die Führer«, »Der Fürst und der Minner«). Andere Titel geben an, wie die im jeweiligen Gedicht genannten Gestalten untereinander verbunden sind (»Der Kampf«). Die Figuren verkörpern Idealtypen. Keiner ihrer Lebensentwürfe beansprucht Ausschließlichkeit. Sie sind aber alle mit ihrem Schicksal im Einklang, stehen auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung an dem für sie besten Ort in der Gesellschaft.

Diese Figuren sollen nicht einfach imitiert werden. In

den folgenden Zyklen stellt der Dichter nicht etwa dar, wie er ihre Lebensweise anderswo durchsetzt. Im Gegenteil: Er ist meist allein, auf der Suche. Die »Gezeiten« und der Zyklus »Traumdunkel« sind Fragmente eines langen, nur streckenweise gemeinsamen Ganges durch eine sinnlich eindrucksvoll geschilderte Landschaft. Das ganze »Traumdunkel« ist eine Wanderung. Sie beginnt: »Welt der gestalten lang lebewohl! .. | Öffne dich wald voll schlohweisser stämme!« (VI/VII 115) In den folgenden Gedichten stehen, meist gleich in den ersten Zeilen, Verweise auf einen »irrgang«, auf »steile pfade«, auf »Gänge des tages« und den Weg »In dem haine«. Schließlich wird der Pilger angesprochen (vgl. VI/VII 119, 120, 121, 126). Die äußere Welt verändert sich mit den Erwartungen und Erfahrungen der jeweils sprechenden Person: »Betrübt als führten sie zum totenanger | Sind alle steige wo wir uns begegnen« (VI/VII 72). George war nicht der erste, der psychologische und emotionale Vorgänge mit Naturbildern zusammensah. »Jedes Landschaftsbild ist ein Seelenzustand«, formulierte der Schweizer Philosoph Henri-Frédéric Amiel, und schon Schiller zeigte den Menschen eindrücklich als Spaziergänger oder Wanderer, der sich unterschiedliche Phänomene vor Augen bringt, seine Perspektive verändert, seinen Weg sucht, Spuren deutet und ein mehr oder weniger bestimmtes Ziel vor Augen hat. Spurensuche und Spurendeutung sind ein Bemühen um Verständnis, auch bei George. »Gezeiten« und »Traumdunkel« »sprengen die Grenzen eines sich selbst gebietenden Ich, sind von der Gebärde des Herrschers, Richters und Lehrers denkbar weit entfernt«. <sup>10</sup> Ein Du wird umworben, erinnert, angesprochen, seine Gesellschaft genossen oder vermisst. Diese Zyklen bereiten den zentralen Maximin-Zyklus vor bzw. nach, der nicht plötzlich, unvermittelt

und bedeutungslos im Zentrum des *Siebenten Ringes* steht, sondern seinen Höhepunkt bildet.

Dem Zyklus »Maximin«, der George neue Orientierung in der Welt ermöglichte, ging eine Begegnung voraus: George hatte 1902 in Schwabing einen 13-jährigen Jungen beobachtet, zu dem er sich hingezogen fühlte. George erinnert sich an sein Auftreten und spricht von der »unbeirraren festigkeit des jungen fechters und den mienen feldherrlicher obergewalt jedoch gemildert durch jene regbarkeit und schwermut die erst durch jahrhunderte christlicher bildung in die angesichter des volkes gekommen war«. Er sah ihn häufiger und sprach ihn schließlich an. »Anmutig [...] und mit der unnachahmlichen würde derer die viel gebetet haben« trat er George gegenüber (XVII 62 f.). Maximilian Kronberger, dessen Eltern sich George am Tag danach vorstellte, war ein Dichter.<sup>11</sup> Daher konnte George, der erst vom Eindruck des Körperlichen gebannt war, rasch zum Geistigen übergehen. Kronbergers Verse sind eloquent und bildreich und klingen manchmal wie Georges eigene. Kronberger hatte literarische Ambitionen, die er selbstbewusst verfolgte. Von George respektiert, bewundert und geliebt zu werden, schmeichelte ihm, aber er ließ sich nicht vereinnahmen. Zum Neujahrsfest 1904 kam er nicht zu George, und als dieser ihn drängte, Zeit mit ihm zu verbringen, brach er die Beziehung barsch ab. Maximilian ließ sich aber von seinem Vater umstimmen. Kurz darauf verliebte sich Maximilian in ein Mädchen, dem er seine neuen Gedichte widmete. George trat zurück und freute sich, ihm in »dieser frist seines vollen erglühens [...] den hintergrund bereiten« zu dürfen. Er ergänzt: »Dies aber war Maximins stolzester abend als er unter langen gesprächen mit dem Meister durch die halbentschlafnen fluren gegangen war« (XVII 65). Über den

Inhalt der Gespräche sagt George nichts – das Wichtigste ist für ihn, dass überhaupt ein Gespräch zustande kam.

Am 15. April 1904, am Karfreitag, starb Kronberger an Meningitis. George war vom Tod seines Freundes tief getroffen und stellte ein Gedenkbuch zusammen. Er widmete es »Maximin«, dem Bild, das er entwarf, um an das zu erinnern, wofür ihm Maximilian Kronberger ein Ausweis war. In der Vorrede schrieb er, wie »Maximins« Auftreten eine Sehnsucht gestillt hatte: »was uns not tat war Einer der von den einfachen geschnehnissen ergriffen wurde und uns die dinge zeigte wie die augen der götter sie sehen. An der helle die uns überströmte merkten wir dass er gefunden war.« Die Ruhe, die Maximins Gegenwart stiftete, empfand George als Wohltat, »denn der ist der grösste woltäter für alle der seine eigne schönheit bis zum wunder vervollkommnet« (XVII 63 und 65). In einem Gedicht schrieb George später: »Nun wird es wieder lenz .. | Du weihst den weg die luft | Und uns auf die du schaut« (VI/VII 92). – Der Maximin-Zyklus im *Siebenten Ring* beginnt mit einem Gedicht (VI/VII 90), das Georges Projekt wie kaum ein anderes konzentriert:

#### KUNFTTAG I

Dem bist du kind · dem freund.  
Ich seh in dir den Gott  
Den schauernd ich erkannt  
Dem meine andacht gilt.

Du kamst am lezten tag  
Da ich von harren siech  
Da ich des betens müd  
Mich in die nacht verlor:

Du an dem strahl mir kund  
Der durch mein dunkel floss ·  
Am tritte der die saat  
Sogleich erblühen liess.

Georges Freund Ernst Morwitz unterstellt, dass George eine »möglichst direkte *Schilderung* des Maximin-Erlebnisses« präsentiere. Der Philosoph Eckhard Heftrich spricht dagegen von der »*Auslegung* einer lebensgeschichtlichen Tatsache«. <sup>12</sup> Heftrich ist näher am Text: Das Gedicht sagt, dass verschiedene, wohl dem Dichter nahe Menschen den Angesprochenen unterschiedlich verstehen und dass der Dichter anders urteilt als sie, weil er den Jungen anders gesehen hat. Seine Wahrnehmung kann er niemandem aufzwingen oder unmittelbar zugänglich machen. Er ist, wie alle anderen, ein Deuter. George fühlt sein Leben verwandelt, aber er weiß: »Die mitbürtigen die ihn nicht sahen und die späteren werden nicht begreifen wie von solcher jugend uns solche offenbarung zuteil wurde.« Allenfalls kann George ihrer gedenken und durch die Verwandlung seiner Trauer ins dichterische Wort seinen Lesern ein Bild geben, das sie ansprechen wird. Dieses Bild nennt er Maximin. Es zu schaffen, heißt für George, dichterisch »neue reiche erobern«. Dem Toten ruft er nach: »Ich entlasse dich als schüler · nimm mich zum freund!« (XVII 64, 62, 66) Kronberger, der Schüler, ist gestorben, Maximin, der Freund, lebt.

Gedichtüberschriften im Maximin-Zyklus beziehen sich auf Abschnitte der christlichen Liturgie und des christlichen Kalenders: Erwiderungen, Gebete, Einverleibung und das eben zitierte »Kunfttag« (Advent). Sie wollen also nicht nur viel gelten, sondern müssen auch ausgelegt werden, denn religiöses Vokabular, zumal christ-

liches, markiert nicht den Endpunkt von Diskussionen, sondern es gestaltet Diskussionen – das Christentum ist eine Offenbarungs- und eine Textreligion, die nicht ohne Gespräche über ihre Inhalte, ihre Institutionen und ihre Vorstellungen von Gott und den Menschen denkbar ist: »Die biblische Allmacht zeigt sich eher als die Freiheit, Geschichten und Geschichte entstehen zu lassen [...]. Am Unsagbaren strandet die Brandung der Sätze, aber es ist auch die Quelle, aus der das Meer der Geschichten sich speist.«<sup>13</sup>

George benennt das, was jedem Menschen unbewusst Orientierung in der Welt ermöglicht, nämlich einen Sinn stiftenden, Verständnis ermöglichenden Mittelpunkt, der nicht nur im Moment seiner Gegenwart, sondern bereits davor als erhoffter und später als erinnertes da ist. George gründet keine Privatreligion, sondern erneuert gerade in der religiösen Dimension seiner Dichtung seinen weltzugewandten Pragmatismus. »Maximin« erinnert weniger an konkrete Aspekte im Leben von Maximilian Kronberger als an die Tatsache, dass auch ein Mensch in der Moderne etwas als eine göttliche Erscheinung sehen kann, dass das Naheliegende für ihn verwandelt werden kann, obwohl er die Hoffnung darauf fast (allerdings eben auch nur fast) aufgegeben hatte. Der Dichter ruft sich dazu auf, an der Möglichkeit nicht zu zweifeln, dass sich eine solche Begegnung wiederholen könnte, und er erinnert sich an seinen eigenen Anteil an ihrem Zustandekommen. Gnade des Anderen und eigene Öffnung gehören zusammen.

Wie sich auf der Basis des Maximin-Erlebnisses menschliche Beziehungen neu gestalten lassen, erkunden die folgenden Zyklen »Traumdunkel« und »Lieder«. Eine neue Gemeinschaft beschreiben die abschließenden »Tafeln«, eine Folge von meist vierzeiligen epigrammatischen

Gedichten, von denen einige Personen, andere Orten, vor allem rheinischen und süddeutschen, gewidmet sind. In ihrer Vielfalt schließt *Der Siebente Ring* optimistisch und konstruktiv. Er führt von Missverständnissen über eine neue Auffassungsweise zur Übereinkunft mit Gleichgesinnten.

Kurz nach Erscheinen des *Siebenten Ringes* starteten Freunde Georges ein zweites Periodikum: Während in den *Blättern für die Kunst* vor allem Gedichte erschienen, brachte das kurzlebige, von dem Germanisten Friedrich Gundolf und dem Historiker Friedrich Wolters herausgegebene *Jahrbuch für die geistige Bewegung* (drei Bände, 1910–1912) Aufsätze zu gesellschaftlichen Themen. Der Angriff des Psychiaters und Platon-Deuters Kurt Hildebrandt auf Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, den herausragenden Altphilologen des Kaiserreichs, und dessen trocken-distanzierten Umgang mit der Antike stand im ersten Band. George war derweil zunehmend damit beschäftigt, die Bücher, die seine Freunde verfassten, zu begleiten, darunter Gundolfs Goethe-Biographie (1916) und Ernst Kantorowicz's Biographie des Stauferkaisers Friedrich II. (1927).

Georges vielleicht ungewöhnlichster Gedichtband ist *Der Stern des Bundes*. Er erschien 1914, wenige Wochen vor Beginn des Ersten Weltkriegs, und wurde von vielen Soldaten mit ins Feld getragen. Der Band besteht aus 100 Gedichten: drei Bücher zu je dreimal zehn Gedichten, davor neun Gedichte »Eingang« und am Ende ein »Schlusschor«. Die architektonische Strenge des Bandes zeigt seine Geschlossenheit. Weder einzelne Zeilen noch Gedichte können aus dem Zusammenhang gelöst werden. Alles Disparate ist in der »implizite gegebenen Einheit des Gegenstandes« aufgehoben.<sup>14</sup>

Das heißt nicht, dass der Band eintönig ist, denn die Geschlossenheit seiner Form bildet den Rahmen für inhaltliche Vielfalt. *Der Stern des Bundes* beginnt mit dem Erscheinen einer neuen, überraschenden, als göttlich gesehenen Gewalt. Vor dem Hintergrund dieser guten, orientierenden Macht erscheinen dem Sprecher der Gedichte Kapitalismus und Historismus kläglich. George sieht des »götzen eiter in den adern« der Moderne fließen, die er »feig und feil« findet (VIII 30). Das Zweite Buch behandelt eine konkrete Alternative: Zwei Menschen freunden sich an, bis »dein und meine runde« entsteht (VIII 57). Das Dritte Buch bezieht in ihre Gemeinschaft weitere Menschen ein und fragt, wie sie mit einem »herz voll liebe« und einem »herz voll eifer« leben können (VIII 88). Die Veränderlichkeit der Welt zeigt sich in der Hoffnung, dass es nach der Überwindung von moderner Gier und blindem Hass zu einer besseren Gesellschaft kommen kann, in der »Betrieb der pflicht und drang an frommes herz« (VIII 102) eine Gemeinschaft formen, in der der Einzelne sich entfalten kann, respektiert wird und nicht allein bleibt (VIII 106 und 107). Orientierung bietet die heitere Verwandlung der Erde in eine gastfreundliche Welt:

Der strom besprengt die ufer und es schlang  
Sein zitternd silber allen staub der jahre  
Die schöpfung schauert wie im stand der gnade.

Dieser Eindruck ist so ansprechend und verbindlich, dass er eine Gemeinschaft so fest verbindet wie ein »band aus erz« (VIII 93). Ihre Mitglieder sprechen im dramatischen Wechsel die Gedichte im *Stern des Bundes*. Die Zahl der Beteiligten ist, auch im Rückblick, nicht zu bestimmen. Allenfalls erkennt man unterschiedliche Perspektiven.

Wenn »Gefühlsmodi und Sprachgesten, die unterschiedliche Stellungen und Beziehungen zum Heilsgeschehen anzeigen«,<sup>15</sup> im *Stern* zur Sprache kommen, kommen sich die, die es deuten, als Menschen näher. Das ist die Entwicklung vom unsicheren »Selbst nicht wissend was ich suchte« zum frohen »Komm mein helfer dass ich wachse!« (VIII 61) Was zunächst nur für wenige eine tröstende, heilende Erfahrung war, erlangt »an des freundes arm« (VIII 88), nicht durch dogmatische Verhärtung, Bedeutung auch für andere. Die Welt bleibt wandelbar in »keim und welke«, und mehr als einen »fussbreit festen grund« (VIII 105 und 104) kann kaum jemand erhoffen. Aber »mit all-offnem blick« können die Freunde die »kraft des schönen lebens« genießen (VIII 89).

Hier spricht sich Georges Hoffnung auf gesellschaftliche Erneuerung aus, die ganz anders ist als die nationalistischen Aufwallungen im Anlauf des Ersten Weltkriegs, den George – anders als viele seiner Freunde – nicht begrüßte.<sup>16</sup> Georges neues schönes Leben wird nicht auf dem Schlachtfeld erkämpft (und schon gar nicht an einer Front gegen Frankreich). Es beruht auf scharfer Abgrenzung, aber nicht auf blutigem, bewaffnetem Konflikt. Ihm geht die Besinnung voraus, nicht die Bewaffnung: Meditation statt Mobilmachung.

George kommentierte den Krieg erst 1917, mit seinem 144-zeiligen Gedicht »Der Krieg« (IX 21–26). Es ist ein provokatives Anti-Kriegs-Gedicht, das er flugblattähnlich drucken ließ. Die dichterische Stimme distanziert sich von der politischen und militärischen Führung ihres eigenen Landes in der klaren Zeile: »Am streit wie ihr ihn fühlt nehm ich nicht teil«. Gleichwohl affirmiert der Text den Glauben des Autors daran, dass durch das dichterische Wort (den »preis«) aus »stoff und stamm«, aus

dem »weidicht« und den »hainen«, aus der Natur und den Menschen, die mit ihr verbunden sind, »des Tages fülle« wieder belebt werden kann von denen, die sich nicht in ewigkeitstrunkenen Machtphantasien ergehen, sondern »sich wandeln« können, sich öffnen und anpassen einer sich zusprechenden Umwelt, von der sich die regierenden, verwaltenden, ausbeutenden und abwirtschaftenden »trünnigen erben« abgewandt haben. Einige Freunde drängten George am Ende des Krieges, eine öffentliche Rolle zu übernehmen. Aber er konzentrierte sich weiterhin lieber auf die Menschen in seiner unmittelbaren Umgebung.<sup>17</sup>

In den 20er Jahren schrieb George nur noch wenig, und die wenigen Gedichte sind sehr unterschiedlich: Es gibt große hymnische Gesänge, dialogische und szenische Gedichte, knappe »Sprüche«, schließlich Lieder. Seinen letzten Gedichtband, *Das neue Reich*, prägt eine Gelassenheit und Offenheit, die als bewusst eingenommene Haltung Kern- und Ausgangspunkt der Gedichte ist. George überprüft seinen Erfolg als Lehrer und seine Möglichkeiten als poetischer Seher. Der Optimismus, mit dem er dem »Wir« noch im *Stern des Bundes* eine erfüllte Zukunft voraussagen konnte, schwindet. Die Zeitkritik wird radikaler; George versieht sie mit dem scharfen Hinweis, dass das, was er kritisiert, zeitlich, vergänglich ist. Noch im *Stern* behauptete der Dichter unbefangen die Fähigkeit des »Herrn«, in einer Atmosphäre von Streit, Geschäftigkeit und großspurigen Erklärungen trotz seiner Außenseiterposition als Armer und Verächter das Richtige erkennen zu können: »Sie alle sahen rechts – nur Er sah links« (VIII 36). Der Dichter war für die Menschen in seinem Umfeld ein selbstbewusster Führer. Er ruft sie und schickt sie wieder fort: »Entlassen seid ihr aus dem

innern raum« (VIII 110). Im *Neuen Reich* treten wirkungswillige Haltungen und Handlungen in den Hintergrund gegenüber deutlichen Warnungen: »kein triumph wird sein« (IX 25). Die wenigen Einzelnen, die dem Dichter noch begegnen, werden bald »unsrer hut entzogen« (IX 18). Das Gespräch mit ihnen scheitert immer wieder. Dass George bescheidener wird, ist nicht nur eine Abwehrreaktion gegen eine überwältigende Mitwelt, die seiner Meinung nach vor die Hunde geht, sondern zugleich der Anfang einer dichterischen Sprache, in deren unabschließbarer Selbstüberprüfung eine gelassene Haltung zur Geschichte sichtbar wird. Es entsteht ein Spannungsfeld aus der Bereitschaft zu erstaunlichen Begegnungen und dem Versuch, Wahrnehmungsvoraussetzungen schöpferisch in ihrer Zeitgebundenheit zu überprüfen. Der *Stern des Bundes* und die anderen Bände werden dadurch nicht obsolet, aber kommentiert.

Dazu gehört die Frage nach der Abhängigkeit von Gesellschaftskritik und Visionen einer alternativen Lebensform, nach Erinnerung und Liebe, nach ökologischem Verantwortungsbewusstsein, sozialer Subversion und geschichtlichem Fatalismus. Welche geschichtlichen Kräfte werden Bestand haben, welche Werte geben Orientierung? So fragt einer einen Verurteilten, den er vom Galgen nahm: »Den ich vom galgen schnitt · wirst du mir reden?« (IX 52) Der Gehenkte schildert in seiner Antwort seinen Gang zum Richtplatz, auf dem die Menge ihn schmähte:

Als ich zum richtplatz kam und strenger miene  
Die Herrn vom Rat mir beides: ekel zeigten  
Und mitleid musst ich lachen: ›ahnt ihr nicht  
Wie sehr des armen sünders ihr bedürft?«

Tugend – die ich verbrach – auf ihrem antlitz  
Und sittiger frau und maid · sei sie auch wahr ·  
So strahlen kann sie nur wenn ich so fehle!

Er nennt sein Verbrechen nicht, sagt nur, es sei ein Verstoß gegen die Tugend gewesen. Er erkennt, dass in jedem der Anwesenden »einer meiner frevel stak«, bezweifelt aber nicht, dass die, die ihm auf dem Weg zur Exekution zusahen, tugendhaft sind, denn er weiß, dass er selbst der Grund dafür ist, dass sie es sein können: »So strahlen kann sie nur wenn ich so fehle!« Schließlich verkündet er, dass er einst wiederkehren und dass man ihn dann verehren werde. Damit postuliert er eindringlich, dass Urteile zeitgebunden sind, auch Todesurteile. Verbunden mit seiner Wiederkehr als Held und sogar Gott sei, dass er »diesen starren balken um zum rad« biege. Das scheinbar festgefügte Urteil könne er aufheben und so jene Beweglichkeit und Veränderlichkeit sichtbar machen, aufgrund derer ihm eine strahlende Wiederkehr möglich sei.

Vor diesem Hintergrund von Täuschung und Unsicherheit, Verbrechen und Hoffnung richtet George Sprüche »An die Lebenden« und »An die Toten«, zumeist an Freunde. Die Sprüche belehren, erinnern und leiten; sie stiften und erhalten Beziehungen des Dichters zu Anderen. Die Angesprochenen gehören zu einem »Geheimen Deutschland«, aber die Gemeinschaft mit ihnen ist letzten Endes flüchtig.

»Geheimes Deutschland« ist der Titel von Georges wichtigstem Gedicht. Es ist ein schillerndes Wort, eine uneingeholte Herausforderung, eine Gemeinschafts-Vision – und ein Paradox: Einerseits sagt George, dass da etwas verborgen sei.<sup>18</sup> Andererseits verwendet er dafür das Wort »deutsch«, das sprachgeschichtlich, wie er wuss-

te, immer auch »öffentlich« bedeutet.<sup>19</sup> Das Wort erzeugt eine Spannung, die keiner leicht begrenzen kann. Im George-Kreis hat es verschiedene Bedeutungen. Freunde Georges sahen es als »eine Gruppe von Personen, die dieses verkörpern oder verheißen, zugleich als Vision eines Deutschland, das eine ›innerliche Einheit‹ nach Vorstellungen Stefan Georges darstellt; schließlich wird dieser Begriff auch synonym gebraucht für den George-Kreis«. <sup>20</sup> Karl Wolfskehl, der Hölderlin-Forscher Norbert von Hellingrath, George selbst und der Mediävist Ernst Kantorowicz – sie alle verwenden den Begriff, und zwar auf recht unterschiedliche Art und Weise. George schrieb sein Gedicht »Geheimes Deutschland« als Gegenposition zu früheren Definitionen aus dem Kreis.<sup>21</sup> Der Begriff wird im Kreis umkreist – tastend, hörend und versuchsweise formulierend – aber nicht definiert.

In dem Gedicht »Geheimes Deutschland« (IX 45–49) führt George die zentralen Motive seines späten Werks zusammen: Er erinnert sich an Ereignisse und Personen aus seinem eigenen Leben, unter anderem an Maximin, er stiftet und umreißt eine dichterische Ahnenreihe, reflektiert den Ersten Weltkrieg und moderne gesellschaftliche Probleme, und er wirft die Frage auf, wie antikes Griechenland, zeitgenössisches Deutschland und ein utopisches neues »Reich« zusammengehören. Das 19-strophige Gedicht ist zugleich hymnisch und szenisch.<sup>22</sup> In den Strophen I, VIII und XVII ruft der Sprecher Abgrund, Traum und Gipfel an. Diese drei Anrufe gliedern das Gedicht in drei Teile. Die Strophen II–IV zeichnen das Bild einer von Gier und Schamlosigkeit geprägten Zeit, die die Götter und Helden von einst vergessen hat. In diese Welt erschaffen »die Himmlischen« einen »neuen raum«. Es folgen zwei Strophen, in denen der Dichter beschreibt, wie

ihn, am Mittelmeer liegend, ein Fabelwesen überrascht und zur Heimkehr auffordert. Der »Mittagschreck« ist so etwas wie der römische Pan, dem wir Panik und Panflöte verdanken. Er erscheint in der Zeit des Sonnenstichs – der heiße Mittag ist eine Stunde der Gefahr. Sein plötzliches Auftreten sagt dem Dichter, er werde in der Heimat und dem neuen Raum Anzeichen für eine Alternative zu jener vermeintlich alles beherrschenden Lebensweise finden, vor der er geflohen war. Diese sieht er dann auch, verkörpert in sieben Gestalten (Strophen IX bis XVI). Am Ende fragt er das »Gerücht«, ob es diese Gestalten schon gesehen habe. Das Gerücht, das sonst alles weiß, verneint. Sie sind also nicht öffentlich hervorgetreten. Die letzten Strophen sind eine Mahnung. Der Dichter sagt seinen »brüdern«, dass das, was sie am höchsten schätzen, vergänglich sei und vergehen müsse, bevor etwas Neues ihr Schicksal in eine bessere Richtung lenken könne.

Das Gedicht bezieht sich einerseits auf die Geschichte und die Ambitionen des George-Kreises, auf konkrete Personen und Ereignisse. Andererseits spricht es, besonders in den beiden äußeren Teilen, von Gesellschaft und Geschichte so, dass es auch ein mit dem George-Kreis nicht vertrauter Leser verstehen kann. Diese Teilung in Innen und Außen in der Anlage des Gedichts spiegelt auch die Frage nach den Rezeptionsbedingungen wider: Es gibt Leser (die nicht zum George-Kreis und seinen Ausläufern gehören müssen), die an der Verwirklichung jener alternativen Lebenssphäre teilnehmen, und andere, die daran nicht teilnehmen werden. Wen das Gedicht ansprechen wird, kann niemand voraussehen. Mit einer solchen Unsicherheit ist kein Staat zu machen. Daher ist George am Ende des *Neuen Reiches*, in der Abteilung »Das Lied«, wieder alles fraglich (IX 99):

Welch ein kühn-leichter schritt  
Wandert durchs eigenste reich  
Des märchengartens der ahnin?

Welch einen weckruf jagt  
Bläser mit silbernem horn  
Ins schlummernde dickicht der Sage?

Welch ein heimlicher hauch  
Schmiegt in die seele sich ein  
Der jüngst-vergangenen schwermut?

Die Fragen bleiben offen und immer wieder neu beantwortbar. Der Dichter bleibt empfänglich, begegnet einem Menschen, den er in seinem letzten Gedicht feiert: »Du schlank und rein wie eine flamme« beginnt er und endet mit der Zeile, die auch die zweite Zeile der ersten Strophe ist: »Du wie der morgen zart und licht« (IX III). Es ist eine letzte Hymne, ein letzter Ruf. Der Sprecher sieht im Gepriesenen Flamme, Morgen, Zweig und Quell. Bis auf die letzten Seiten seines Werks geht George den Weg vom Staunen über das Unverständnis zu Anerkennung und Nähe. In der Hinwendung zum Du und mit dem Bild des gegenwärtigen Morgens endet *Das neue Reich* in Einmütigkeit mit dem zuletzt Angesprochenen, aber auch in Erwartung neuer Überraschungen. Der Leser steht wieder an einem Anfang – auch werkchronologisch, denn das Gedicht enthält Anklänge an Zeilen von Francis Vielé-Griffin, einem französisch schreibenden amerikanischen Dichter, den der junge George in Paris getroffen hatte. Das letzte Gedicht ist kein Endpunkt, präsentiert keine festgefügte letzte Wahrheit. Es ist der vorläufige Fluchtpunkt eines ganz

eigenartigen Reiches und, wie der ganze Band, auch ein neuer Anfang.

In den frühen 1930er Jahren verbrachte George immer mehr Zeit in der Schweiz. 1933 kehrte er nicht mehr nach Deutschland zurück. In einem Antwortbrief an Joseph Goebbels, der ihn zum Präsidenten einer neuen Akademie für Dichtung machen wollte, gestand er ein, dass seine Dichtung als Wegbereiter der radikalen Veränderungen gelesen werden kann, die sich zu diesem Zeitpunkt vollzogen: Er »schiebe auch meine geistige mitwirkung nicht beiseite.« George versuchte zu sagen, dass ein Dichter in seiner Zeit steht und Verantwortung hat. Gleichzeitig machte er klar, dass Worte etwas bewegen können, aber letztlich nicht mehr sind als ein Angebot: »Ich kann den herrn der regierung nicht in den mund legen was sie über mein werk denken und wie sie seine bedeutung für sie einschätzen.«<sup>23</sup> George nahm nicht öffentlich Stellung. Als er am 4. Dezember 1933 in Minusio (Locarno) starb, zerstreuten sich seine Freunde. Er hatte eben kein Netzwerk unterhalten, sondern einen Kreis gebildet, der ein Zentrum hatte. Jüdische Freunde gingen ins Exil, andere unterstützten die Nationalsozialisten. Die Begeisterung führender Nationalsozialisten für George hielt nicht lange an: Seine Homoerotik, seine kosmopolitische Lebensführung blieben ihnen fremd. Manche von Georges vom Nationalsozialismus bewegte Freunde bemerkten das lange nicht.<sup>24</sup>

George wollte deutsche und europäische geistige Traditionen schöpferisch und erzieherisch fortsetzen, vor allem durch sein dichterisches Werk. Seine persönlichen Beziehungen werden durch die Gedichte, die ihnen vorangehen, die sie begleiten und die ihnen folgen, ermöglicht

und beleuchtet: Kaum ein anderer Künstler des 20. Jahrhunderts hat seine lyrische Produktivität so wenig als genialischen Selbstaussdruck gesehen, sondern im Kontext von befreiender und bindender Freundschaft. Georges Kritik an sozialen, geistigen, ökonomischen und ökologischen Gegebenheiten ist kein direktes sozialpolitisches Engagement (solche Interventionen lagen George fern), sondern steht als ethische Mahnung und Verpflichtung im dichterischen Wort.

### *Staat – Freundschaft – Gedichte*

Es war ein heißer Tag. Mein Begleiter und ich waren auf kleinen Straßen Richtung Lago Maggiore bis zu den engen Gassen von Minusio gefahren, zwischen den zwei- oder dreistöckigen Wohnhäusern an den Hängen des Monte Cardada. Die steilen Hänge, die kühle Eleganz des wohlhabenden Wohngebiets, in dem wir den Wagen parkten, lösten einen leichten Schwindel aus. Wir besuchten den Friedhof. Als wir auf sauberen Kiespfaden zwischen niedrigen grauen Mauern hangab gingen, an Fotos und Kerzen vorbei, auf das Grab von Stefan George zu, packt mich plötzlich der Eindruck, dass ich ihm jetzt persönlich vorgestellt werde. Ein Blick auf die Berge gegenüber, auf die Rasenfläche, die wir erreichen, und dann die Lorbeer-bäume auf der einfachen Grabplatte. Auf ihr steht nur in großen Buchstaben: STEFAN GEORGE.

Was sagt man nicht alles über George. Man nennt ihn einen »Schreckensherrscher«, der »unumschränkt, verbrecherisch, böse, zärtlich, weise, gewaltsam, absolut« herrschte.<sup>25</sup> In einem seiner Gedichte unterwerfen sich freie Menschen einem Führer mit den Worten: »Lenker

auf den wegen unsrer not · | Nenn dein dunkelstes gebot!  
| Pflüge über unsre leiber her: | Niemals mahnt und fragt  
dich wer!« (VI/VII 6o) Man sagt, George plädierte für  
einen »Eliminierungsschub« und wollte all die vernichten,  
die ihm nicht schön genug waren.<sup>26</sup> Da sei es zum Natio-  
nalsozialismus nur ein kleiner Schritt gewesen: »Man kann  
einfach das, was sich in Deutschland und in ganz Europa  
vor und nach 1933 abgespielt hat, nur verstehen, wenn man  
sich von Stefan George und seinem Kreis einen Begriff  
macht.« George müsse man nicht nur kennen, wenn man  
den Zweiten Weltkrieg verstehen will, sondern auch den  
Ersten, den er eigentlich ablehnte. Er habe ihn abgelehnt,  
weil er nicht gewalttätig genug war: »Dieser Krieg, der von  
den Durchschnittsmenschen und um die Durchschnitts-  
menschen geführt wurde, die er so verachtete, war nicht  
sein Krieg, der erst dann kommen sollte, wenn er die Men-  
schen radikal noch *seinem* Plan umgeformt und sie bereit  
gemacht hatte für die Verheerungen, die *er* entfesseln wür-  
de.«<sup>27</sup> George habe Dekrete ausgegeben, und seine Freunde  
durften sie weder verstehen noch ihnen widersprechen.<sup>28</sup>  
Er, der »unumschränkte Herrscher im Staat des Geheimen  
Deutschland«, der im »Raum der Geschichte« eine »politi-  
sche Organisationsform« mit einem »völkischen Brachial-  
erlöser«<sup>29</sup> an der Spitze errichten wollte, läutete eine Welt  
des »sakralen Terrors« ein, die die Basis »gewalttätiger Er-  
neuerung« der Gegenwart werden sollte, die George mit  
»Unerbittlichkeit« vorantreiben wollte,<sup>30</sup> und zwar durch  
lyrische »Befehlsfolgen«, die er als Teil »einer psychotech-  
nischen Aufrüstung der Gedichte« ausgab und mit denen  
er eine »despotische Maschinerie antreibt«.<sup>31</sup>

George sei nicht nur ein tyrannischer Kriegstreiber ge-  
wesen, er habe auch ein verdächtiges Interesse an schönen  
Knaben gehabt. Ging es ihm nicht dann besonders gut,

wenn »meine lippen sich an deine drängen | Ich ganz in deinem innren oden lebe | Und dann von deinem leib der mich umfängt | Dem ich erglühe die umschlingung löse | Und mit gesenktem haupte von dir trete« (VIII 56)? War solche religiös aufgeladene Schwüle nicht »der ungeheuerliche Versuch, die Päderastie mit pädagogischem Eifer zur höchsten geistigen Daseinsform zu erklären«<sup>32</sup>? Ging es nicht vor allem um »die Rekrutierung weiterer ›knaben« für ein Reich der »sexuellen Hörigkeit«,<sup>33</sup> in dem er sich seine »Sexsklaven«<sup>34</sup> hielt?

Und dabei habe George jede Menge schlechte Gedichte geschrieben. Viele seien »gespreizt und blasiert« und »so posenhaft und so geschmäcklerisch«.<sup>35</sup> Politisches, persönliches und poetisches Versagen sind dadurch noch schwerer zu ertragen, dass George »reptilienhafte Reglosigkeit«<sup>36</sup> ausstrahlte und wie eine Schlange eine gespaltene Zunge hatte.<sup>37</sup>

Ich stand auf dem Friedhof in Minusio und fragte mich: Kann ein so gefährliches Wesen ganz tot sein? Ich erinnerte mich an die Geschichte von der Stelle, an der eine Schafherde begraben worden war, die an der Traberkrankheit gelitten hatte. Die Herde wurde getötet, und zehn Jahre lang durfte keiner das Land betreten, wo sie verschachert worden war. Nach zehn Jahren trieben die Schäfer wieder Schafe auf die Weide. Innerhalb kürzester Zeit fingen sich auch diese Schafe die Traberkrankheit. Der Boden war weiterhin infiziert von den Prionen, die die Krankheit auslösen. Sie lassen sich nicht mit Chloroform, Phenol oder Formalin ausschalten, nicht mit ultraviolettem Licht oder kochendem Wasser, nicht mit Feuer und nicht mit Radioaktivität. Prionen sind nicht totzukriegen. Sie leben nicht. Sie infizieren nur.<sup>38</sup> Solche monströs-zerstörerische Kraft hat offenbar auch George, dachte ich.

George ermöglicht einer Gruppe jüdischer Untertaucher das Überleben. Für andere wird er zum Inbegriff menschenverachtenden Verhaltens. Müsste man es daher nicht begrüßen, dass George »für immer im Abgrund der Geschichte« verschwand und die »Zukunft nicht ihm« gehörte?<sup>39</sup> Eine ganze Reihe von Veröffentlichungen der letzten Jahre haben Stefan George mit Macht ins Rampenlicht der Öffentlichkeit gerückt. Daher möchte ich mit diesem Buch die Frage stellen: Sollen Georges Gedichte, die weiterhin da sind, ihm in den Abgrund der Geschichte nachgeworfen werden, oder können wir uns, da nun ihr Autor (oder was von ihm übrig ist) im Rampenlicht steht, gewinnbringend mit ihnen auseinandersetzen? Sollte man sie in den Giftschränk einschließen und nur einmal im Jahr wie einen Skalp zur Schau stellen, oder lässt sich das Land dieser Dichtung nicht doch, wie von den eingeschlossenen Untertauchern, so bereisen, dass wir darin Schönes und Gutes entdecken?

Zahlreiche George-Forscher vermuten das. Sie überprüfen einige der dunklen Blüten des Diskurses, die ich eben zitiert habe, denn sie gehen davon aus, dass Georges Werk heutigen Leserinnen und Lesern etwas zu sagen hat und dass es für sie einen Wert hat. Das lässt sich nicht beweisen, aber einige haben es sich zur Aufgabe gemacht, dafür zu sorgen, dass es sich erweisen kann. Dazu gehört unter anderem der Philosoph Manfred Riedel mit seinen Studien zum »Geheimen Deutschland« und zu Georges Dichtung zwischen Klassik und Moderne, ebenso wie andere Autoren, die Georges Dichtung, Ethos und Staat erforschen.<sup>40</sup> Sie untersuchen die Frage, wie George die ethische und die poetische Seite seiner Arbeit in Abhängigkeit voneinander entwickelt, und sie überprüfen diese Entwicklung an der Wirkung, die Georges Dichtung hat-

te und noch haben kann. Wichtig ist ihnen das deutsch-jüdische Gespräch im Kreis zwischen den drei Brüdern Stauffenberg, Ernst Kantorowicz und Karl Wolfskehl, und das Wort vom Geheimen Deutschland, das auch in diesem Buch eine zentrale Rolle spielt.

Es geht der Frage nach, wie in Georges Gedichten von Staat, Eros und dichterischer Sprache die Rede ist. Ich möchte zeigen, dass diese wichtigen Themen in einem anderen Licht erscheinen, wenn man sie auf der Grundlage einer immer wieder neuen Auseinandersetzung mit Georges dichterischem Werk in den Blick nimmt. Die Tatsache, dass George ein Dichter war, ist nicht nebensächlich; sie ist die Grundlage für seine Biographie und seine Rezeption. Biographie und Rezeption sind an das Werk gebunden, realisieren es aber immer nur teilweise.

Zunächst zu Georges Politik. Wie kann der Eindruck entstehen, dass sich George kurz nach dem Ersten Weltkrieg völlig aus der Öffentlichkeit zurückzieht und zugleich »die Tat« propagiert? Antworten auf diese Frage versprechen Georges zeitkritische Gedichte, die sich zwischen 1892 und 1928 kaum verändern – es gibt größere Unterschiede zwischen zeitgleichen Aussagen in Gesprächen mit unterschiedlichen Adressaten als in Gedichten, die Jahrzehnte auseinanderliegen. Georges Einstellung zur Politik ist weitgehend dadurch geprägt, dass *schon* die symbolistische frühe Dichtung politisches Potenzial birgt und dass *noch* im späteren Werk Georges eine von Mallarmé beeinflusste Sprache zum Tragen kommt, die eine politische Aktivität desavouieren würde. George war und blieb der kritische, mahnende Beobachter, der sich den Realitäten stellt, ohne sich ihnen zu ergeben. Denn für George ist die befreiende Verwandlung von eingefahrenen Sicht- und

Denkweisen ins dichterische Wort die Voraussetzung für effektives, auf Gemeinschaft und Gesellschaft ausgerichtetes Handeln.<sup>41</sup>

Georges Dichtung ist vielfältig, weil die Welt vielfältig ist. Sie muss gedeutet werden, das heißt sie muss im Lichte konkreter Situationen gelesen werden, in denen sie nie ganz aufgehen wird. Im Gedicht »Der Eid« zum Beispiel, aus dem die vorher zitierten Zeilen (»Pflüge über unsre leiber her« etc.) stammen, erkennt der Gehorchende bewusst und freiwillig an, dass der Führende mehr sieht oder weiß als andere und dass er eine größere Autorität besitzt. Aber das Gehorchen ist nur eine unter vielen Verhaltensweisen. Es ist ein risikoreicher Extremfall, und die, die den Eid leisten, wissen: »Himmel schadet wo ihm graut«. Ihr Kriegsgeheul wird schon zwei Gedichte später eingeholt von den folgenden Zeilen: »Mich hoben die träume und mären | So hoch dass die schwere mir wich – | Dir brachten die träume die zähren | Um andre um dich und um mich ...« (VI/VII 67). Dieses Hin und Her zwischen knallharten Gefechtsformationen und zarten Geschlechtsattraktionen (»wangen von sonnigem flaum«) kann keine politische Ideologie verdauen. Sie ist aber genau das, was Georges Dichtung ausmacht: »Das sind Gestalten, so herausgestellt, wie sie sind, ohne Urteil. Auch die Dissonanzen sind unabänderlich; sie sind.«<sup>42</sup> Ideologien müssen solche Differenzen umgehen. Georges Dichtung stellt sie dagegen bewusst heraus, um einen Handlungsraum zu eröffnen, der so weit ist, dass die dort versammelten Einzelentwürfe zunächst einmal Anerkennung und dann ein vorsichtiges Gespräch verlangen, das sie sinnvoll und dauerhaft verbindet.

Für Manfred Riedel steht das in der Tradition Hölderlins, dessen Dichtung mit einem republikanischen Freun-

des- und Gemeinschaftsbild verbunden sei. Es eröffne die Möglichkeit, den Streit in der Welt nicht als Problem abstrakter Planierungsmaßnahmen, sondern im Licht einer neuen Versöhnungshoffnung zu sehen. In dieser Freudenerwartung seien Hölderlins und Georges Denken den oberflächlichen Agitationen von »Geistpolitikern« und Hurra-Patrioten entgegengesetzt. Wer das übersehe und George und Hitler in einen Topf werfe, »bezeugt das geschichtliche Ausmaß des Bruches«, der mit dem Untergang des nationalsozialistischen Deutschlands vonstattenging, und beweist fehlende dichterische Sensibilität.<sup>43</sup> Anknüpfend an Riedel möchte ich den von George gemiedenen Begriff des Politischen und die oft zu fruchtlosen Missverständnissen führenden Begriffe Staat und Reich durch *Reichtum* und Fülle ersetzen.

Das Verdikt, Georges Dichtung sei als Türöffner für sexuelle Gewalt geschrieben worden, wird dadurch in Frage gestellt, dass George wohl an sexuellen Beziehungen kaum Interesse hatte und der Kreis »das Zusammensein um seiner selbst willen« schätzte.<sup>44</sup> Ich möchte zeigen, wie Georges Gedichte die auch auf erotischer Anziehung beruhende, aber nicht auf den Sexus reduzierbare *Innigkeit* einer Beziehung bestimmen und welche Bedeutung geistige, körperliche und psychologische Hierarchien dabei spielen. Warum waren überhaupt so viele verschiedene Lebensarten und Lesarten im George-Kreis möglich? Welche Fülle an Anknüpfungsmöglichkeiten hat George seinen Lesern geboten? Was hielt einen so vielgestaltigen Kreis so lange zusammen? Denn was das Verhältnis von Sexualität und Kreativität angeht, ist eines klar: »Wie ubiquitär ist körperlicher Liebesvollzug, wie selten ist Dichtung!«<sup>45</sup> Beides ist (oft) produktiv, aber auf ganz unterschiedliche Art und Weise präsent. Denn Dichtung, die

die persönliche Lebenspraxis übersteigt, bleibt auch dem späteren Leser als Gewinn und Herausforderung überlassen. Georges Geschichte, seine Lektüre von Hölderlin und Goethe, seine Feier der Wiedergeburt im schönen Morgen, überhaupt das Tröstliche, Helfende, Heitere, die beglückende Gegenwart der Dichtung sind auch heute da. Ein Dichter hat allenfalls ein Nachleben, aber seine Dichtung lebt fort.

Die Frage nach politischen Ambitionen und sexuellen Orientierungen gehe ich auf der Grundlage von Gedichten an, weil George Gedichte nicht zum Zeitvertreib schrieb in Stunden, in denen er für die Inszenierung des politischen Umsturzes keine Zeit hatte und gerade kein Fünfzehnjähriger ihm Gesellschaft leisten wollte. Das Hauptaugenmerk gilt der von George immer wieder betonten – und von seinen Freunden manchmal übersehenen – *Mehrdeutigkeit* seiner Gedichte und der Art und Weise, wie sie an realgeschichtliche und biographisch fassbare Gelegenheiten gebunden sind und zugleich über diese hinausweisen – indem sie ihre Offenheit erweisen und sich dadurch für immer neue konkrete, auch aktive Auslegungen bereithalten.

Ein Gedicht ist kein Tagebucheintrag. Daher werde ich als mitdenkender Leser nicht unruhig, wenn George nicht genau sagt, was er meint, oder wenn er dem »tatsächlichen Ablauf« von Ereignissen mit einem Gedicht nicht folgen will.<sup>46</sup> Ein Gedicht ist – wie jede sprachliche Äußerung, aber deutlicher – offen für Interpretationen; es ist in einem Leben verankert,<sup>47</sup> strahlt aber auf andere Lebensläufe in nicht zu steuernder Weise aus. (Daher sind auch die Trennlinien zwischen »George«, »dem Dichter« und »dem Sprecher« eines Gedichts in diesem Buch nicht letztgültig